

## Das spezifisch Menschliche

*Unterschiede  
Mensch – Tier*

Es besteht kein Zweifel darüber, daß der Mensch in der Vielfalt seiner Interessen und Leistungen sich in geradezu einmaliger Weise von allen tierischen und pflanzlichen Organismen abhebt und unterscheidet. Für den Naturwissenschaftler aber kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß der Mensch seine Herkunft aus den gleichen Grundvorgängen und Entwicklungsabläufen herleiten muß, aus denen die heute bestehenden Tier- und Pflanzenarten entstanden sind. Wenn nun der Unterschied zwischen Mensch und Tier ein so großer zu sein scheint, daß sich der Mensch lange Zeit hindurch allein schon der Möglichkeit schämte, daß er sich aus tierischen Vorfahren herleiten solle, so muß in irgendeinem Umstand oder in der Summe einiger Umstände die Ursache liegen, welche die divergente Entwicklung des menschlichen Zweiges im Vergleich zu den übrigen tierischen Entwicklungsrichtungen veranlaßt hat. Da wir gewöhnt sind, Erscheinungen bei kausaler Betrachtung durch möglichst einfache Hypothesen zu klären, und da wir erst dann, wenn einfache Hypothesen sich als nicht hinreichend erweisen, geneigt sind, sie durch zusätzliche hypothetische Vorstellungen zu erweitern bzw. zu komplizieren und dadurch den Tatsachen anzupassen, erhebt sich für uns zunächst die Frage nach dem »spezifisch Menschlichen« als Grundtatsache, die zur Entwicklung des menschlichen Organismus und seiner Verhaltensweisen in allen ihren Ausformungen geführt hat. Hier deutet sich schon an, daß wir diese Frage in zweifacher Form zu stellen haben, nämlich einerseits im Hinblick auf die morphologisch-anatomisch-physiologischen Fakten, deren Ausbildung den spezifisch menschlichen Entwicklungsweg eingeleitet und möglich gemacht hat, und andererseits im Hinblick auf die in ihnen zwar begründeten, aber in ihrer Herleitung davon nicht ohne weiteres durchschaubaren Verhaltensweisen, welche den Ausgangspunkt der Entwicklung der so vielförmig in Erscheinung tretenden spezifisch-menschlichen Verhaltensweisen gebildet haben.

*Zweibeiniger Gang,  
Neotenie*

Wir dürfen als bekannt hinnehmen, daß von den morphologisch-anatomisch-physiologischen Fakten, welche die Entwicklung des menschlichen Organismus aus Vorstufen tieranaloger Eigenschaften ermöglicht und eingeleitet haben, vor allem zwei von besonderer Bedeutung sind, nämlich erstens die Aufrichtung zum zweibeinigen Gang und zweitens eine gewisse Neotenie, d. h. der Eintritt der Geschlechtsreife in einem nicht vollkommen ausdifferenzierten Entwicklungsstadium. Die Aufrichtung zum zweibeinigen Gang hatte zur Folge,

\*) Anläßlich des Studiums einer Habilitationsschrift.

daß sich die vorderen Extremitäten zunächst nur zu Hilfsfunktionen bei der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes und bei der Fortbewegung zur Verfügung stellen mußten. Sie übernahmen dabei aber zugleich eine neue Funktion, nämlich die des Greifens (zunächst wohl ebenfalls als Hilfsfunktion bei der Fortbewegung auf Bäumen und zwischen Gesträuch, dann wohl bei der Ernährung und schließlich bei der Benutzung von Werkzeug). Die Entwicklung des Greiforgans brachte somit neue Möglichkeiten in der Behauptung des Lebens gegenüber vielen lebensfeindlichen Einwirkungen der Umwelt mit sich. Die Neotenie dagegen führte zu einer erhöhten Gefährdung des nunmehr ohne Haarkleid schutzbedürftigeren Körpers und vor allem der ohne lange Zeit hindurch andauernden elterlichen Schutz nicht mehr selbständig lebensfähigen Nachkommenschaft. Ein selektionistischer Vorteil war somit gekoppelt mit einem selektionistischen Nachteil. Die historische Entwicklung zeigt jedoch, daß brutto ein Selektionsvorteil gegeben sein mußte und offensichtlich der selektionistische Nachteil aus der Neotenie nicht so groß war, wie man ihn aus der morphologisch-anatomisch-physiologischen Sicht allein heraus einschätzen möchte. Es darf als wahrscheinlich gelten, daß mit den beiden genannten körperlichen Entwicklungsschritten (Ausbildung der Greifhand, Ausbildung der Neotenie) auch Änderungen in der Verhaltensweise verbunden waren; es könnte natürlich auch sein, daß solche Änderungen unabhängig von diesen durch eigene Veränderungen im genetischen Material eingetreten sind. Eine bemerkenswerte Übereinstimmung der neuen körperlichen Eigenschaften mit den neuen Verhaltensweisen spricht für die erstgenannte Annahme.

*Greifen und Verhalten*

Mit der Ausbildung der Greifhand scheint in Zusammenhang zu stehen, daß ein neues Verhältnis des Organismus zum Gegenstand gewonnen wurde, eine neue Verhaltensweise dem Gegenstand gegenüber. Wir wollen uns hiermit noch näher befassen. Mit der Ausbildung der Neotenie dagegen scheint in Zusammenhang zu stehen das teilweise, aber weitgehende Fehlen erblich festgelegter und ausdifferenzierter Verhaltensweisen bzw. die Auflockerung der Bindungen an vererbte Instinkte.

*Verhältnis zum  
„Gegenstand“*

Während beim Tier die ererbten Verhaltensweisen, durch auf bestimmte Reize hin automatisch eintretende Reaktionen der Instinkthandlungen gesteuert, sich in genetischer Hinsicht verhalten wie körperliche Merkmale, ist diese Automatik beim Menschen unterbrochen, offenbar durch Zwischenschaltung eines zusätzlichen Systems, das speichern, lernen, wählen und die Automatik der Instinkthandlung unterbrechen kann. Man hat dieses System als den menschlichen Verstand bezeichnet. Dieses System ist sicherlich nichts für den menschlichen Entwicklungszweig grundsätzlich Neues. Das Speichern von Informationen, Lernen und Wählen sind Leistungen, die auch tierische Organismen zu erbringen vermögen, allerdings zwar nur insoweit, als nicht Instinkthandlungen sie unterdrücken. Das Vorherrschen der verstandesmäßig gesteuerten Reaktionen vor den instinktmäßig veranlaßten scheint das spezifisch Menschliche in

diesem Zusammenhang auszumachen, und es besteht in der Schaffung der Möglichkeit, die Instinktsteuerung von der nebenher laufenden Verstandessteuerung her zu unterbrechen. Im wesentlichen kann dies durch einen relativ einfachen Schaltvorgang erreicht werden, der eine rein morphologisch-anatomisch-physiologische Basis haben muß. Die Schaffung dieser Basis kann als Ergebnis eines oder mehrerer Mutationsschritte betrachtet werden. Das Resultat dieser Um-Schaltung besteht darin, daß nunmehr nicht mehr die Instinktsicherheit zum Schutze des Individuums automatisch einsetzt, sondern daß die Sicherheit des Schutzes des Individuums nunmehr der Sicherheit des informationsspeichernden, lernenden und wählenden Systems anvertraut ist. Seine Exaktheit und Leistungsfähigkeit muß einen bestimmten Grad erreicht haben, wenn es die Sicherheit des Instinktverhaltens in seiner Auswirkung auf die Lebenserhaltung (als Selektionsvorteil) übertreffen soll. Der zunächst eintretende Sicherheitsverlust muß durch eine möglichst schnelle Ausgestaltung des neu eingeschalteten Systems ausgeglichen werden. Dabei hat das neu eingeschaltete System allerdings unermesslich viel mehr Möglichkeiten, das Verhalten der Umwelt gegenüber anzupassen, besitzt also potentiell weit größere Sicherheit bzw. Möglichkeiten zur Sicherheitsgestaltung als das Instinktsystem. Eine solche Anpassung aber ist nur dann möglich, wenn eine genaue Kenntnis nicht nur der Situation, in der die Umwelt ihre Anforderung zum Ausdruck bringt, gegeben ist, sondern außerdem auch die Mechanismen und Regeln bekannt sind, nach welchen sich die Gegenstände der Umwelt zu verhalten pflegen. Kurz formuliert: es wird nunmehr eine möglichst exakte Kenntnis der Naturgesetze zur Voraussetzung für eine möglichst große Sicherheit den Wechselfällen der Umweltfaktoren gegenüber. Eine solche Kenntnis der Naturgesetze aber wiederum kann nur erworben werden, wenn man die Natur aufmerksamst beobachtet, und hierzu muß man ihr aufmerksamstes Interesse zuwenden. *Das Interesse muß den Gegenständen der Umwelt und ihrem Verhalten zugewendet werden, wenn das vom Instinkt weitgehend gelöste Denksystem die gleiche oder eine bessere Sicherheit bieten als die instinktgebundene Reaktionsweise.*

So ergibt sich aus dieser Sicht die Notwendigkeit einer *Hinwendung zum Gegenstand*.

Hier berührt sich die Ausbildung der Greifhand mit der Notwendigkeit der Gewinnung genauer Kenntnis der Gegenstände der Umwelt. Die Greifhand macht es möglich, den Gegenstand zu berühren, abzutasten, damit genauer kennenzulernen und zu »begreifen«. Sie macht es möglich, den Gegenstand zu verändern (»Hand an ihn zu legen«) und mit ihm zu experimentieren. Sie ist Mittlerin zwischen dem Gegenstand und dem Interesse, das der Mensch ihm entgegenbringt.

So erscheint die Hinwendung zum Gegenstand als eine spezifisch menschliche Entwicklungsrichtung. Sie mag an verschiedenen Punkten der tierischen Phy-

logenese eingesetzt haben, sie hat nirgends als eben im menschlichen Bereich die morphologisch-anatomisch-physiologischen Voraussetzungen gefunden, um in extremer Weise ausgebildet zu werden und sich realisieren zu können.

Die Hinwendung zum Gegenstand besteht darin, daß das Interesse, das dem Gegenstand zugewendet wird, sich nicht mehr nur darauf erstreckt, ob er genießbar ist und als Nahrungsmittel einverleibt werden kann, sondern daß dieses Interesse erweitert und verallgemeinert wird.

Die Neotenie begründet die Möglichkeit und Notwendigkeit, Gegenstände zum Schutze des unbehaarten Körpers als Kleidungsstücke zu benützen, sie dem Körper nicht einzuverleiben und dennoch zu einem Teil des Körpers zu machen, indem man sie am Körper trägt. Die Greifhand begründet die Möglichkeit und die Notwendigkeit, Gegenstände als Werkzeuge zu benützen. Da sich nicht alle Gegenstände gleichermaßen als Werkzeug benutzen lassen, sondern besonders beschaffene besonders dazu geeignet sind, geht es nicht an, daß das Interesse am Gegenstand sofort verschwindet, wenn es seinen Dienst getan hat, falls es sich um einen Dienst handelt, der wiederholte Male geleistet werden soll. Die fortwährend benötigte Kleidung und das fortwährend benützte Werkzeug, beide sind nur denkbar, wenn ein neues — über jenes zum Nahrungsmittel hinausgehendes — Interesse, ein neues Verhältnis zum Gegenstand einsetzt. Während die Einverleibung als Nahrungsmittel den als Nahrung dienenden Gegenstand unmittelbar zum Teil des eigenen Körpers macht, wird Kleidung und Werkzeug nur mittelbar ein solcher, willkürlich ablegbar und wiederaufnehmbar. *Der Gegenstand wird zum Eigentum*, weil er einen erweiterten Teil des Benützers darstellt, der zwar ablegbar ist, der aber wieder benötigt wird. Das Interesse an der Wiederbenutzung des Gegenstandes begründet das Verhältnis des Eigentums zwischen Organismus und Gegenstand. Damit gewinnt der Gegenstand die mehr oder minder dauernde Beobachtung des Benutzers, ja sogar seine Pflege. Die Beziehung wird enger, ein immer größerer Teil der Aufmerksamkeit und des Interesses wird dem Gegenstand, seinen Veränderungen und seinem Verhalten zugewendet. Die Weiterführung dieser Entwicklung führt dazu, daß dem außerhalb des Organismus vorliegenden Gegenstand ähnliche Bedeutung zugemessen wird wie den Organen des Organismus selbst und dieser sich mit ihnen zu identifizieren beginnt, wie der Eigentumsbegriff dies andeutet.

*Gegenstand als  
Eigentum*

Hiermit ist ein logischer Zusammenhang aufgezeigt, der keineswegs identisch sein muß mit einer historisch tatsächlich gleichermaßen verlaufenden Entwicklung. Es muß dahingestellt bleiben, ob eine Intensivierung des Interesses am Gegenstand zur Verwendung von Kleidung und Werkzeug geführt hat, oder ob umgekehrt die Folgen der Neotenie und Greifhand eine Änderung im Verhaltensschema herbeigeführt haben, so daß dem Gegenstand größeres Interesse als bis dahin zugewendet wurde. Auch bleibt die Möglichkeit einer Parallelentwicklung ohne kausale Zusammenhänge offen.

Tatsächlich aber ist die Hinwendung zum Gegenstand als ein die menschliche Entwicklungsrichtung spezifisch kennzeichnender Schritt zu betrachten. Und wie jede Entwicklung in eine Richtung verläuft, deren Ziel man im Extrem extrapolieren kann, so kann man auch hier in der Extrapolation Entwicklungsziele erkennen: Es sind solche, wie sie von den menschlichen Kultursystemen als Werte aufgestellt und anerkannt worden sind. Zunächst *wird die Arbeit am Gegenstand zur kulturellen Leistung*, der Gegenstand selbst zum Wertgegenstand. Die Intensivierung des Interesses am Gegenstand kann dazu führen, daß es stärker im Zuge der menschlichen Willensbildung zur Geltung kommt als das Interesse an der Gewinnung von Nahrung, am physischen Genuß, ja im Extremfalle kann es sogar stärker zur Geltung kommen als das Interesse an der Erhaltung des eigenen Lebens des Organismus. Dabei kann auch der Gegenstand als solcher Art und Charakter weitgehend ändern. Ausgehend von Kleid und Werkzeug wird die gesamte Umwelt zum benützbaren, bewirkbaren, verarbeitbaren Gegenstand, sie kann umgeformt und gestaltet werden und dies in recht vielfacher Hinsicht und mit verschiedenartiger Methodik. So wird die Gestaltung der Umwelt ganz allgemein zur Gestaltung von »Gegenständen«, auch wenn diese nicht mehr materiellen Charakter tragen, sondern beispielsweise Organisationsformen darstellen. Maximen wie »navigare necesse vivere non« zeugen davon, daß das dem Gegenstand zugewandte Interesse im Extremfalle höher bewertet werden kann als das unmittelbare Interesse an der Erhaltung der eigenen Existenz. Das Streben nach der Erhaltung des im außerorganismischen Bereich gefundenen (bzw. gesetzten) Wertes übersteigt in diesem Falle das Streben nach der Erhaltung aller innerorganismischen Werte.

Man geht somit nicht fehl, wenn man im spezifisch menschlichen Verhalten, das sich in einer Hinwendung des Interesses zum Gegenstand kundtut, eine *Hinwendung vom innerorganismischen Wert zum außerorganismischen Wert* kennt. Dabei können als innerorganismische Werte jene des subjektiven Empfindens und Erlebens, als außerorganismische dagegen die objektiv erkennbaren Ergebnisse des Wirkens eines Organismus nach außen (in die Umwelt) zusammengefaßt werden.

Hiermit kann natürlich nicht ein tatsächlich bereits extrem verwirklichtes Entwicklungsergebnis charakterisiert sein: Immer noch bestehen auch beim Menschen die innerorganismischen Werte neben den außerorganismischen. Aber der fortgeschrittene Grad der Entwicklung der Komponente der außerorganismischen Werte kennzeichnet spezifisch die menschliche und unterscheidet sie immer schärfer werdend von allen bei tierischen Organismen realisierten Entwicklungen.

Die außerorganismischen Werte können materieller Natur sein, also tatsächlich materielle Gegenstände im eigentlichen Sinne sein, sie können ebenso immaterieller Natur, also Gegenstände im übertragenen Sinne sein. Es bleibt dahin-

gestellt, ob hier eine Differenzierung oder abstufende Reihung im wertenden Sinne erfolgen kann oder soll. Sofern es sich nur um die Charakterisierung spezifisch menschlichen Verhaltens handelt, muß jede abstufende Wertung außer Betracht bleiben. Ein Fortschreiten der Entwicklung des spezifisch menschlichen Verhaltens ist jedoch darin zu erblicken, wenn der Anteil an außerorganismischen Werten in seiner Relation zum Anteil an innerorganismischen Werten ansteigt, wenn das Streben nach außerorganismisch objektiver Wirkung sich neben dem Streben nach innerorganismisch befriedigendem Erlebnis fortschreitend stärker bemerkbar macht.

Hieran wird sichtbar, daß die spezifisch menschliche Verhaltensweise nach Werten ausgerichtet ist, die vom Innerorganismischen weg zum Außerorganismischen weisen. Sie bringen daher eine Gefährdung der Existenz des eigenen Organismus mit sich, auch die Gefahr, daß die innerorganismischen Werte den außerorganismischen so stark untergeordnet werden, daß die innerorganismischen verkümmern und ihrerseits die innerorganismischen Korrelationen und damit die organismischen Funktionen zu stören beginnen.

Es darf zweifellos nicht vergessen werden, daß der innerorganismische Bereich der einzige ist, den wir unmittelbar besitzen. Wir sollten ihn nicht nur zu einem Spiegel degradieren, in dem die geschaffenen außerorganismischen Werte erkennbar werden, sondern wissen, daß er die Grundlage und die einzige unmittelbar gegebene Summe dessen darstellt, was wir als unsere Existenz und unsere Persönlichkeit bezeichnen können. Wenn wir über der Wirkung im außerorganismischen Bereich auf das Wirkende selbst vergessen, wird es bald nicht mehr wirken können. So muß neben dem Gegenstand der Organismus und seine Funktionsfähigkeit selbst als Wert erhalten bleiben. Die Hinwendung zum Gegenstand kann somit kein Weg sein, der bis ins Extrem verwirklicht werden soll. Er darf nur bis zu einem optimalen Gleichgewichtszustand beider Komponenten vorangetrieben werden, wenn er nicht zur Selbstvernichtung führen soll.